

## Literatur-Kolumne

# Vom Übersetzen und vom Analphabetentum

Rumsdibums! Stockdunkel herrgottsfried und ich. Komplett unlyrisch. Mit großen Augen außerplanmäßig munter. Vor ein paar Tagen war ich kurz vor fünf urplötzlich wach geworden. Die Nacht hatte mich ganz ohne Wecker oder sonst eines wie auch immer gearteten alptraumhaft auftauchenden Gerüttels ums Rumgucke an Land gespült, sprich: in den Tag übergesetzt.

Wenn man das so sagen kann... »in den Tag übersetzen.« Immerhin erkläre ich eine jener ersten Novembernächte mit diesem Satz ja quasi zu einer veritablen Person. Ich mache sie zur Handelnden. Zur Fahrfrau sozusagen. Oder zur Fähre selber, die beseelt nicht nacht- sondern morgenaktiv geworden war: »Die Nacht übersetzt mich in den Tag!« Im poetischen Sinne eigentlich ein schönes Bild. Von einem Zustand in den anderen schippern. Aus der Wirklichkeit eines Traumes in die Alltäglichkeiten aus Nicht-Geträumtem und der zu erwartenden Tagwerkspflicht.

Ich glaube, ich hatte in den vielleicht für eine Erholung zu knapp bemessenen Stunden, die ich im Schlafmodus unruhig umhergeruht war, höchst konzentriert weitergearbeitet. Unbewusst überstunden. Nur mit nicht greifbaren, inneren Schreibtischen. Zumindest schien es mir so, nachdem ich die Augen aufgeschlagen hatte.

Das kam nicht von ungefähr. Seit mehreren Wochen beschäftige ich mich nämlich wieder einmal mit der noblen und schön-kontemplativen Kunst des Übersetzens. Das »Amt des Übersetzers«, wie die Lyrikerin Elisabeth Borchers

die Herausforderung einst bezeichnet hatte, verlangt Disziplin und Freiheit im gleichen Atemzug. Sie sagte: »Wir haben davon auszugehen, dass selbst die einfachsten, die geläufigsten Wörter mit großer Aufmerksamkeit, ja mit Misstrauen zu betrachten sind.«

## Wie viel ist Original?

Wieder einmal mehr verwirbeln mir ein paar grundsätzliche Fragen die klare Sicht auf die zu meisternden Dinge: Wie übersetze ich die Gedichte Lorcas in die deutsche Sprache? Wie viel davon im Original ist wirklich andalusisch? Was daran ist (wie auch immer) spanisch? Wieviel davon ist in die andere, meine deutsche Sprache zu »retten«? Und: Wie viel meiner deutschen Sprache ist dabei alemannisch grundiert, wenn ich ins Hochdeutsche schreibe? Welchen Standpunkt der Wortbetrachtung werde ich in der einen und welchen in der anderen Sprache einnehmen? Von wo aus und mit wem auf die W:orte schauen, um sie zu begreifen?

Ist »Übersetzung« überhaupt (noch) der passende Ausdruck für die schöpferische Leistung, jenen zweiten Verdichtungsprozess zu vollenden? Die Übertragung aus einer Sprache in die andere, die sich ja ganz nah und noch näher am Original orientieren und messen sollte und die – soweit wie möglich – das Unmögliche wahr machen will. In meiner Zielsprache die Welt einer fremdvertrauten Sprech- und Sprachkultur aufleben zu lassen.

Ohne die Metaphern zu überzeichnen, ohne die Inhalte zu offensichtlich zu interpretieren, ohne das Original

im schlimmsten Falle zu erklären, sondern als Neues im Alten, als zweites Original im ursprünglichen entstehen zu lassen. Komplex, komplex... und kompliziert.

Ich wachte also auf und hatte – fragen Sie mich nicht, weshalb – zwei unterschiedliche Gedankenbündel im Kopf. Sie wollten zunächst überhaupt nichts miteinander zu tun haben. Oder war ich es, der nicht wollte, dass sie irgendetwas miteinander zu tun haben sollten? Ich war also aufgewacht und erinnerte mich an eine Fahrt mit einer Stuttgarter Schulklasse von Offenburg nach Hausach. Quasi eine Deutschstunde unterwegs oder »Deutsch in Bewegung«.

Die Aufgabe, die wir uns für sie überlegt hatten, ihr Deutschlehrer und ich, war schlicht und einfach eines meiner Gedicht anstatt nur vom Blatt herunter zu interpretieren zunächst mit der Bahn »abzufahren« und erst dann darüber zu sprechen und zu



Aglaja Veteranyi.

Foto: Ayse Yavas

schreiben. Ein Gedicht mit dem Titel »Offenburg – Hausach. April 2003«. Den Text hatte ich einst geschrieben, als ich nach einem längeren Aufenthalt in der Wüste Ägyptens nach Deutschland zurückgekehrt war und ich dieses sich selber zelebrierende Grün und Abermals-Grün der Landschaft



Von José F. A. Oliver

Foto: Ulrich Marx

auf der letzten Strecke meiner Heimfahrt nicht im Sitzen, sondern im Stehen erleben musste.

Dieser unglaubliche Grünaltar, der sich mir genüsslich (an)bot; das mundaftige Gras, die Wälder, die kraftstrotzende Landschaft überhaupt. Das Kinzigtal schien mir nach den Tagen im Kairoer Smog noch facettenreicher in seinen Farben. Um ein Vielfaches mund- und augensaftiger als vor meiner Reise.

## »Die Täler hinauf«

Ein Schüler schrieb (später): »Ich fuhr im Zug von Offenburg nach Hausach und schaute die Täler hinauf«. Ich war überrascht. So hatte ich die Landschaft noch nie betrachtet: »die Täler hinaufschauen«. Das Tal, so hatte ich es ja immer erfahren, lag schließlich irgendwie unten. Vielleicht musste man ja von Stuttgart, via Karlsruhe und Offenburg nach Hausach anreisen, um dann im Kinzigtal die Täler hinaufzuschauen.

Dies war der eine Gedankenstrang, an dem ich hing, als ich aufgewacht war und der

mich in den Tag mitgedachte hatte. Augen und Empfindungen, die städtisch wahrnehmen, urban bew:orten und deshalb auch anders übersetzen ins Geschriebene.

Der zweite Denkfaden vernähte Sätze einer Dichterin, an die ich in den vergangenen Jahren zwar immer wieder mit einem Lächeln zurückdenken musste, die mir aber erst im Oktober 2018 wieder eindringlicher begegnete: Aglaja Veteranyi. Von ihr sind im Schweizer Verlag »Der gesunde Menschenversand« jüngst zwei Bücher publiziert worden. Sofort nach Erscheinen hatte ich sie mir bestellt. (Sie haben richtig gelesen: »Menschenversand« – ohne »t«).

Aglaja Veteranyi, die leider viel zu jung gestorben ist – sie wählte 2002 den Freitod – hatte sich Lesen und Schreiben selber beigebracht. Sie war die Tochter einer Artistenfamilie und reiste als Kind mit dem Zirkus durch Europa, Afrika und Südamerika. Was für eine Übersetzungsleistung, sich das Lesen und Schreiben selber beizubringen. Für ihren Roman »Warum das Kind in der Polenta kocht« erhielt sie 2000 den Chamisso-Preis. Daher kannte ich sie. Und nun, Jahre später, lese ich Gedanken wie diese: »Bitte missverstehen Sie mich richtig.« Oder: »Wer findet, hat nicht richtig gesucht.« Oder: »Auch die Fantasie ist autobiographisch.«

Mein Übersetzer-Tag war gerettet. Mit jedem Wort, jedem Satz, die ich übersetze, schreibe ich immer auch mich, bleibe ich den Missverständnissen auf der Spur, suche weiter und bringe mir das Lesen und Schreiben jeden Tag aufs Neue bei.